

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 194.

Montag, 27. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

Auf die Knie warf er sich plötzlich, und die Leidenschaft, die er solange in sich zurückgehalten, brach aus ihm hervor wie ein Sturzbach, der alle Dämme durchreißt. Ihre Knie umklammerte er und preßte sein Gesicht in die weichen Falten ihres Rockes. Ihr war diese Berührung ekelhaft. Sie preßte die Hände gegen seinen Kopf, versuchte ihn zurückzudrängen. So kämpften und rangen sie stumm miteinander. Bis ihn die Eier überwältigte und er sie in die Höhe riß.

„Du — du —“ kreischte sie da und schlug ihm mit der Hand ins Gesicht. „Ich hasse dich, verabscheue dich; du bist mir ekelhaft, laß mich los!“

Er ließ sie los, strich sich den Rock glatt und zog die Weste hinunter, die ihm heraufgerutscht war. Es war jetzt etwas in ihm, das sie erschreckte, ihr den Atem nahm.

„So, bin ich dir ekelhaft?“, höhnte er mit einer eifigen Schärfe. „Gut, meine Liebe, entweder du machst Schluß mit Reiffenberg, oder —?“

„Oder Isabel galoppiert morgen, nicht wahr?“

„Ich habe es schon einmal für dich getan! Warum denn nicht das zweite Mal?“

Sie sprang zu ihm hin, packte ihn an beiden Schultern, schüttelte ihn und schrie ihm ihre Verachtung ins Gesicht:

„Was macht das, du Schwein! Mir ist es egal, ob du ihn ruinieren willst oder nicht. Behalten will ich ihn, weiter nichts. Mach, daß du hinaustommst!“

Herr Joseph Marvin wollte sich gerade mit seiner Tochter zu Tisch setzen, als das Stubenmädchen kam und ihn ans Telephon rief.

„Dort Herr Marvin?“, hörte er eine Stimme, hart und fremdländisch, aber ihm wohlbekannt. „Hier Barady. Sie sagten neulich etwas über den Sonntagsbraten. Halb und halb?“

„Halb und halb ist ein bißchen zu viel, aber sagen wir dreißig Prozent. Ich habe hundertachtzigtausend Mark auf Peter junior laufen, das gibt ungefähr eine Million für mich, und das Drittel davon reicht wohl auch für Sie.“

„Ein Drittel sagen Sie? Dreihunderttausend Mark. Kann ich das schriftlich haben?“

„Schriftlich? Wohl verrückt geworden?“

„Dann tut es mir leid, Sie gestört zu haben.“

„Halt, Menschenkind, laufen Sie doch nicht davon! Wenn ich Ihnen das schriftlich gebe, wer bürgt mir dafür, daß das Schriftstück nicht in die unrechten Hände kommt?“

„Wer? Mein eigenes Interesse, das ist doch klar. Also ja oder nein?“

„Ja!“

„Wann?“

„Heute nachmittag, wenn Sie wollen. Können Sie in die Stadt kommen? Ja? Wir dürfen natürlich nicht zusammen gesehen werden. Warten Sie einmal —? Wissen Sie, wo das Brandenburger Tor ist? Gut! Gehen Sie Punkt halb vier vom Tiergarten her durch den rechten Torsteil. Verstehen Sie mich, ja? Ich werde Ihnen entgegenkommen. Wir werden uns einen Moment begrüßen und dabei alles erledigen. Haben Sie mich gut verstanden? Rechtes Tor, Punkt halb vier.“

20.

Am Abend war es Edith, die ans Telephon gerufen wurde. Der Hörer fiel ihr fast aus der Hand, als sie die Stimme Winkfields vernahm.

„Was ist los, Herr Winkfield? Hat sich Peter junior ein Bein gebrochen?“

„Nein, das nicht, aber — Fräulein Edith — ich möchte Sie dringend sprechen. Ist Ihr Herr Papa zu Hause?“

„Papa ist um diese Zeit nie zu Hause. Wenn Sie ihn anlauten wollen — er ist im Klub.“

„Nein, ich möchte Sie sprechen, Sie allein.“

„Was ist denn los, Herr Winkfield?“

„Das möchte ich Ihnen am Telephon nicht sagen, Fräulein Edith. Ich bin in der Stadt und könnte in einer halben Stunde bei Ihnen draußen sein. Wollen Sie auf mich warten?“

„Selbstverständlich!“

Der sonst so ruhige und gleichmütige Amerikaner war ganz aus dem Häuschen, als er Edith in ihrem Boudoir gegenüber sah.

„Fräulein Edith, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich glaube, Ihr Herr Papa und Barady haben irgend etwas zusammen abgemacht. Ich will ja für mein Leben gern auch dieses Mal das Derby gewinnen und habe sogar viel Geld auf mein Pferd gewettet —, aber wenn da irgend etwas Fäulnis im Spiele ist, steige ich morgen nicht in den Sattel.“

Edith wurde bleich bis in die Lippen. Sie sagte sich, daß sie eigentlich den Sprecher wegen der Verdächtigung ihres Vaters scharf zurechtweisen müßte; irgend etwas jedoch raunte in ihr, daß sie besser daran täte, abzuwarten.

„Ich weiß natürlich nichts Genaueres“, fuhr Winkfield fort, „Ihr Herr Papa kam gestern noch nach Ruheleben hinaus und — und —“ sagte mir, er wäre ganz sicher, daß Peter junior gewinnt. Sie kennen mich, Fräulein Edith, ich erwiderte darauf, daß ich es stark hoffte, allerdings nur hoffte, denn eine tote Gewißheit wäre Peter junior nicht. Darauf sagte er wörtlich, Fräulein Edith: „Wenn ich Ihnen sage, Winkfield, dann können Sie mir glauben, Peter junior ist eine tote Gewißheit. Heute vor zwei Stunden haben wir das Derby gewonnen.“ Ich frage Sie, Fräulein Edith, was kann das anderes heißen, als daß —“ Er stockte, als er den gequälten Blick in den Augen des jungen Mädchens sah.

„Ich will verdammt sein“, brummte Winkfield, mehr für sich selbst, „wenn ich weiß, was man da tun soll.“

„Haben Sie Barady gefragt?“

„Das hat doch keinen Zweck. Ich habe mir gedacht, vielleicht könnten Sie, Fräulein, Herrn Reiffenberg verständigen, damit er sich morgen noch einen anderen Fahrer beschafft.“

„Wir können draußen bei ihm anklingeln“, schlug sie vor.

Reiffenberg war nicht auf Rote Erde, und Frau Norton wußte weder, wohin er gefahren war, noch wann er zurückzukommen beabsichtigte.

Einen Moment zauderte Edith, nur einen Moment lang. Dann suchte sie aus dem Telephonbuch die Nummer von Frau Kitty Roy heraus und rief dort an.

„Hier ist Edith Marvin —“, ein Gedanke der Vorsicht schoß ihr durch den Kopf —, „ist Herr Baron Reiffenberg bei Ihnen? Mein Vater möchte ihn gern sprechen!“

„Ich bedaure, nein!“

Abweisend und feindlich kam es zurück. Edith hing an und blickte mit hilfloser Miene zu Winkfield hin: „Ich werde sehen, daß ich ihn morgen früh gleich auf Rote Erde erreiche“, tröstete sie ihn und sich selbst. „Jetzt kann man ja ohnedies nichts anfangen.“

Als Ediths Telephon klingelte, sah Reiffenberg neben Kitty und rauchte eine Zigarette. Er war im Smoking, so wie sie in Abendtoilette war, da sie ins Deutsche Theater zu gehen beabsichtigten.

„Hat man mich vielleicht verlangt?“, fragte er.

„Keine Spur! Ein Stallbursche hat nach Barady gefragt! Komische Idee, den jetzt bei mir zu suchen.“

„Blödsinn!“

Joseph Marvin kehrte zu seiner gewöhnlichen Zeit aus dem Klub nach Hause zurück, um mit seiner Tochter das Abendbrot einzunehmen. Er war vergnügt, vergnügter, als sie ihn seit langem gesehen hatte, und daher eine leichte Beute für sie. Gemein und niedrig kam sie sich vor, weil sie so hinterlistig gegen den Vater handelte. Aber ging es nicht um den Mann, den sie liebte? Rücksichtslos und raffiniert zog sie alles aus Marvin heraus, was herauszuziehen war, und als sie sich vom Tische erhob, wußte sie, daß sich Barady hatte kaufen lassen.

Joseph Marvin war nun einmal im Zug, sein Herz zu erleichtern, und tat dies ausgiebig. Nicht das kleinste Krümchen seines Geheimnisses ließ er in seiner Brust zurück. Es tat ihm auf einmal wohl, ihr all seine Sorgen aufzuladen.

„Ich muß dieses gottverfluchte Derby gewinnen“, sagte er, „es handelt sich für mich nicht nur um das Blaue Band; ich pfeife darauf, aber eine Million will ich gewinnen, verstehst du? Du bist ja ein vernünftiges Mädchen, ich brauche dir nichts vorzumachen, ich kann das Geld im Geschäft gut brauchen. Besser gesagt, ich muß es haben — — sonst —“

Edith ließ den Blick nicht von seinem Gesicht.

„Sonst — Papa?“

„Ich habe es dir nie sagen wollen, Kind, aber jetzt mußt du alles wissen — im letzten halben Jahr ist mir verschiedenes schief als schief geraten. Merkheimer in Breslau, Lorenz u. Co. in Magdeburg, und dann noch zwei, drei andere sind pleite gegangen, und ich habe einen Haufen Geld verloren. Mehr, als mir lieb ist, und leider auch mehr, als ich vertragen kann.“

Edith glitt zu seinem Stuhl hinüber, setzte sich auf dessen Lehne und legte ihre Wangen auf den Kopf des Vaters. Die Sache bekam auf einmal ein anderes Gesicht.

„Siehst du, es ist ja gewiß nicht sportmäßig, sogar eine verdammt faule Geschichte, die ich mit dem Barady angebrodeln habe, aber ich muß doch an mich denken! An mich? — An dich, Edith! Reiffenberg passiert nichts, wenn er das Rennen verliert. Er kann höchstens seine Hypotheken nicht abzahlen. Aber ich — ich kann die Villa verkaufen mit allem, was drin ist.“

Edith verbrachte eine schlaflose Nacht. Zum ersten Male in ihrem jungen Leben stand sie vor einem Konflikt, wie er schwerer wohl kaum die Seele einer Frau bedrücken kann. Auf der einen Seite der Vater, der — was auch immer seine geschäftlichen Gepflogenheiten sein mochten — ihr gegenüber immer gut und liebevoll war. Auf der anderen Seite der Mann, den sie liebte, und den sie, wie sie in dieser Nacht der Schmerzen bei sich feststellte, mehr liebte als alles andere auf der Welt.

21.

Eine bleiche, hohläugige Edith trock beim ersten Morgengrauen aus den Federn, verzweifelt, niedergedrückt und ratlos. Das Mädchen brachte ihr die

Morgenschokolade — sie trank nicht, ließ sie stehen, hatte gebrochen vor ihrer Toilette und starrte vor sich hin.

Plötzlich schnarrte das Telephon, das auf der Glasplatte neben ihr stand. Wild fuhr sie auf, alles zitterte in ihr, und ihr Herz sprang in die Höhe, als sie Reiffenbergs Stimme vernahm.

„Sie haben gestern bei mir angerufen, Edith? Was ist denn? Kann ich Ihnen irgendwie dienen?“

Alle Unentschlossenheit fiel von ihr ab.

„Ja, ich muß Sie dringend sprechen, Herr Baron, es handelt sich um das Derby heute.“ Sie horchte an die Tür, ob sie niemand belauschte. Die Zimmer ihres Vaters lagen auf der anderen Seite, und sie war ganz und gar ungestört. „Hören Sie, Winkfield war gestern abend bei mir. Er glaubt, daß Barady und —“ die ganze Wahrheit wollte ihr nicht über die Lippen — „mein Vater irgend etwas miteinander abgemacht haben. Winkfield meint, Sie müssen sich sofort einen anderen Fahrer beschaffen. Ich wollte Ihnen das gestern noch mitteilen, und habe deshalb, so unangenehm es mir auch war, abends bei Frau Roy angerufen.“

Ganz deutlich hörte sie durch den Apparat, wie Reiffenberg auffuhr.

„Bei Frau Roy haben Sie angerufen?“ fragte er scharf. Sie erstaunte — — —

„Ja, aber Sie waren leider nicht da. Wie meinen Sie, Herr Baron? Sagten Sie etwas? Also, was tun wir jetzt?“

„Gott lohne Ihnen das „Wir“, Edith“, kam es zurück.

„Haben Sie jetzt keine anderen Sorgen? Sehen Sie um Gottes willen zu, daß Sie nach Ruheleben hinauskommen!“

„Zu Befehl! Warten Sie, Edith, in zwanzig Minuten geht der Zug von hier ab, den erreiche ich noch.“

„Ich bin an der Bahn mit dem Auto!“

Ein Weib, das liebt, vermag alles. Edith brachte es zuwege, binnen einer halben Stunde ein Bad zu nehmen, sich zu frisieren und vom Kopf bis zu Fuß anzuziehen. Ihrem Vater ließ sie durch das Mädchen sagen, sie werde ihn draußen in Ruheleben treffen, und raste mit souveräner Verachtung aller verkehrspolizeilichen Anstandsregeln nach dem Bahnhof Zoo.

Als Reiffenberg am Bahnhofseingang erschien, schlängelte sie sich mit ihrem kleinen Wagen trotz allen Schimpfens bedrohter Passagiere und Gepäckträger dicht zu ihm heran und ließ ihn einsteigen.

„Edith“, sagte er, als er sich in den Sitz neben ihr zurechtückte. „Edith, ehe wir fahren, müssen Sie mir das eine verraten: „Warum haben Sie mich angerufen?“

Sie äugte ihn zornig an. War das wirklich keine größte Sorge?

„Stellen Sie keine unnötigen Fragen und halten Sie mich nicht auf!“ Geschickt volltigierte sie aus dem Gewühl des Bahnhofs heraus in die Hardenbergstraße. „Herr Baron, ich mache Sie darauf aufmerksam, wenn Sie nicht meinen Arm loslassen, renne ich an einen Laternenpfahl, oder es gibt sonst ein Unglück —“

Am „Knie“ bog sie um zwei Haarsbreiten vor einer wild dahertlingelnden Elektrischen in die Bismarckstraße ein, den Wagenführer an allen Gliedern zitternd und bebend hinter sich lassend.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderschuhe.

Alter Städtlein trauliche Gassen,
Berge und Wälder, Wiesen und Feld — —
Immer tiefer wird das Erlaßen,
Immer seliger schau ich die Welt.
Rede mir keiner von Altersruhe!
Biel noch möchte ich sehen und tun,
Meine Schuhe sind Wanderschuh,
Meine Schuhe wollen nicht ruhn!

Frida Schanz.

Die zerbrochene Scheibe.

Eine seltsame Geschichte von Liesbet Ditt.

Jeden Morgen Punkt acht wanderte ein kleiner alter Herr im grauen Radmantel die lange Ramstorfstraße herunter zu dem Büro des Justizrats, auf dem er seit dreißig Jahren an demselben alten Rollpult, auf demselben abgeschabten Drehschemel hinter seinen Büchern und Akten saß. Herr Munt war pünktlich wie eine Uhr, er kam um eins zurück, als zu Hause das einfache Mahl, das ihm seine Pufffrau aus dem nahen Restaurant geholt und warm gestellt, nach einer Stunde ging er denselben Weg zum Büro zurück und kam kurz nach sechs wieder nach Hause. Nur der Sonntag machte eine Ausnahme, dann las er im Haus- und die Zeitungen hinter seinem Blumenfenster, oben im dritten Stock des ganzen Mietshauses und schaute zuweilen flüchtig auf die obere Ramstorfstraße, an deren Leben er kaum einen Anteil nahm. Er kannte keinen seiner Nachbarn, verkehrte mit keinem Menschen, bekam niemals Besuch, hatte keine nähere Verwandte mehr, und hatte seine paar Möbel einem Altersheim vermacht, in dem er einmal seine letzten Jahre beschließen wollte.

Die Woche spielte sich regelmäßig so ab. Er ging nie spazieren, besuchte weder ein Café, noch ein Theater, und ein Kino hatte er noch nie betreten, er lebte still und zog seine Blumen in den grünen Kästen, die im Sommer vor, im Winter hinter seinem Wohnzimmerfenster standen. Wenn die Mütter in der Ramstorfstraße ihre Kinder heimriefen zum Essen, pflegten sie hinzuzusehen: es ist schon eins, eben kommt Herr Munt nach Haus.

In einem grauen, regnerischen Morgen hatte der Sturm ihm die Scheibe seines Blumenfensters eingestoßen, er hatte den Glasermeister bestellt, der aber war nicht gekommen und kaum hatte Herr Munt auf seinem Drehschemel Platz genommen und den Bratapfel aufgesetzt zu seinem Frühstück, als ihm gemeldet wurde, der Glasermeister sei gekommen und stünde vor verschlossener Tür in seiner Wohnung. Er zog seinen Kaisermantel rasch noch einmal über, übergab dem Referendar seine Akten und ging wieder heim.

Während der Glasermeister die Scheibe einsetzte, stand Munt am Fenster und schaute hinaus und bemerkte, daß in dem gegenüberliegenden Haus die Fensterreihe des dritten Stocks erleuchtet war. Er sah vier Menschen in dem ersten Zimmer stehen, drei Männer und eine kleine Dame mit Kapothut und einem Mantel mit Flügelärmeln, die etwas, das auf dem Boden lag, zu betrachten schienen. Wahrscheinlich handelte es sich um Teppiche. Dann gingen sie in das nächste Zimmer. Und dasselbe wiederholte sich. Sie bückten sich, hoben etwas vom Boden auf, das er nicht sehen konnte und besprachen etwas. Das war alles was er sehen konnte. Er wunderte sich nur, das dunkel blieb.

Die Scheibe wurde eingesetzt und als Munt nach kurzer Zeit wieder sein Haus verließ, sah er gerade aus dem gegenüberliegenden Hause zwei Männer kommen, die einen Handwagen aus dem Torweg schoben, auf dem zusammengerollte Teppiche lagen. Die Wohnung war wieder dunkel, nur hinter dem letzten Fenster rechts brannte jetzt Licht.

Als Munt sein Büro betrat, war der Referendar verschwunden. Er hätte sich auch gewundert, wenn er noch dagewesen wäre, der Bratapfel war in der Röhre angebrannt, der Ofen war ausgegangen, und er hatte eine ganze Stunde verloren. So ging's, wenn man einmal von der Regelmäßigkeit des Tages abwich.

Am andern Morgen sah Munt zu seinem Staunen, daß, obwohl es heller Tag war, im dritten Stock des Hauses ihm gegenüber immer noch das eine Fenster erhellte war. Vielleicht war die Herrschaft verreist? Und da Munt für Ordnung auch bei anderen war, öffnete er die Türe des kleinen Friseurladens im Parterre dieses Hauses und meldete, im dritten Stock brenne in einem Zimmer noch das Licht.

Der Friseur, der gerade einen Kunden einsetzte, rief zurück, er würde es hinaussagen lassen, und Munt begab sich auf sein Büro.

Als er mittags zurückkam, sah er Gruppen aufgeregter Frauen vor den Häusern der Ramstorfstraße stehen und seine Hausmeistersfrau empfing ihn im Torweg. Im Hause gegenüber war ein Werd geschehen. Der Postbote hatte die Zeitungen schon dreimal unter der Türe durchgesteckt, die Milchfrau war wieder fortgegangen und der Brothunge hatte keine Semmeln abgeben können, da niemand öffnete. Die Polizei war jetzt drinnen.

Herr Munt liebte es nicht, mit derartigen Neuigkeiten schon auf der Treppe angefallen zu werden, und ging auf sein Zimmer. Am Abend fand es in allen Zeitungen. „Der Werd in der Ramstorfstraße.“ Der Referendar brachte die Zeitungen auf das Büro. „Herr Munt, Herr Munt! Die Ramstorfstraße ist berührt geworden.“ Und er schob ihm die Zeitungen auf das Pult.

Herr Munt putzte seine Brille und während er las, erschienen vor seinem Blick plötzlich die erhellten Fenster und die drei Männer, die in dem Zimmer standen und die Dame in den Flügelärmeln. Er las den Bericht schweigend, während er in seinem Innern erwog, ob er sich mit seinen Beobachtungen melden sollte oder nicht. „Es geschah zwischen acht und neun morgens“, wiederholte

der Referendar. „Sind Sie da nicht in Ihrer Wohnung gewesen? Dann müßten Sie doch etwas davon gesehen haben, Herr Munt.“

Munt hatte den alten Herrn, einen Teppichhändler Spaniol, in dem letzten Zimmer unter dem persischen Bett gefunden, in einem mit Blut besetzten Gebetteppich eingehüllt, mit dem man ihn anscheinend erstickt hatte. Es war der einzige Teppich, den die Mörder in der Wohnung zurückgelassen hatten. Als Täter kam nur ein besonders kräftiger Mann in Betracht, da Spaniol selbst ein Mann von Athletengestalt war, alle Faustkämpfe besuchte und viel in Boxerkreisen verkehrt hatte. In der Wohnung lag alles wüst durcheinander, alle Schränke waren erbrochen, die Schubfächer mit Dietrichen geöffnet, manche steckten noch voll Silber. Aber die Teppiche waren alle verschwunden, bis auf einen Gebetteppich.

Munt legte die Zeitungen zusammen. Er schwieg. Er wollte abwarten, wie sich die Sache entwickelte. Vordrängen würde er sich jedenfalls nicht. Man war der letzten Haushälterin auf der Spur, die Spaniol kürzlich entlassen hatte, aber sie konnte ihr Alibi nachweisen. Da meldete sich der Friseur. Ein Herr hatte ihn am Morgen nach dem Werd auf das brennende Licht aufmerksam gemacht, das in der Wohnung anscheinend vergessen worden sei zu löschen. Er hatte seinen Lehrlingen hinaufgeschickt, aber niemand hatte geöffnet. Nun wurde dieser Herr gebeten, sich zu melden.

So zog Munt schweren Herzens seinen Gehrock an und begab sich zur Polizei und meldete, was er gesehen hatte. Der Polizeioffizier machte ihm Vorwürfe, daß er alles nicht früher gesagt habe. Seine Meldung war höchst wichtig. Munt sollte beschreiben, wie die drei Männer ausgesehen haben. Aber das wußte er nicht, er war flüchtig, er hatte nur gesehen, daß es drei Herren gewesen waren, die etwas betrachtet hatten, das auf der Erde lag, und die Dame einen Kapothut und einen Mantel mit Flügelärmeln trug. Die zwei Männer, die mit dem kleinen Handwagen mit zusammengerollten Teppichen das Haus verließen, hatten Güte aufgehört. Die Dame hatte er nicht bei ihnen gesehen.

Wer war diese Dame? Die Polizei hatte Spaniols Beziehungen und Bekanntschaften festgestellt. Er hatte in seiner Wohnung viele wundervolle alte Teppiche liegen; besonders liebte er Gebetteppiche, die orientalischen Händler besuchten ihn oft. Das letzte Zimmer rechts war ein in persischer Art ausgestatteter Raum mit einem Bett aus echten Teppichen, alten Wäffen und eingelegten Möbeln, eine Sehenswürdigkeit, die er allen Besuchern vorführte.

Wer war die Frau mit dem Flügelärmelmantel? Eines Tages meldete sich eine Köchin einer Familienpension zweiten Ranges im Viertel und sagte aus, daß die Besitzerin der Pension früher einmal einen solchen Mantel getragen habe und vor einigen Jahren ein Herr Spaniol in der Pension gewohnt habe, den oft Händler mit Teppichen aufgesucht hatten.

Die Polizei hob diese Pension eines Tages aus. Es war eine Pension im dritten Stock eines grauen Mietshauses, innen ebenso schmutzig wie außen, in der man einen ungarischen Baron fand, den man schon lange wegen Wechselfälschung suchte und etliche gute Bekannte der Polizei, die diese gleich mitnahm, und die sich auch ohne viel Widerstreben die Handschellen anlegen ließen. Die Besitzerin, eine Frau Fabina, wurde Munt gegenübergestellt.

Er zitterte vor dem Augenblick mehr als die Dame, die sehr sicher auftrat und die Angelegenheit von oben herab behandelte. „In meiner Wohnung können Sie Hausfuchung halten, bitte! Ich habe nicht nötig, Teppiche zu stehlen. Ich bin eine anständige Witwe, die sich auf ehrliche Weise durchbringt.“ Es war eine kleine Person mit frechen, grauen, kleinen Augen, verzerrtem, verächtlichem Gesicht und zottigen, schwarzen Waden, einem Kropf, den ein gelbes Spitzenjabot verbarg, den hageren Körper von pelzbeflecktem Sammet behangen. Sie war an jenem Nachmittage gar nicht in der Stadt gewesen, sondern hatte erkältet zu Bett gelegen. Das Hausmädchen bestätigte, daß sich Frau Fabina allerdings nach Tisch ins Bett gelegt habe und sie habe Nickerchen machen müssen. Um fünf habe sie nach ihr sehen wollen, aber es habe ihr niemand geöffnet.

„Weil ich schlief“, sagte Frau Fabina rasch. „Ich hatte Schlafpulver genommen und fand erst abends auf.“ Das bezeugten wieder die Gäste, die an diesem Abend im Eszimmer mit Frau Fabina Tee getrunken hatten. Es war ihnen nichts besonderes an der Dame aufgefallen. Diese Gäste hielten sich tagsüber meist außerhalb des Hauses auf und erschienen nur zu der Hauptmahlzeit um sieben Uhr abends in der Pension. Was inzwischen vorgeging, wußte nur das Hausmädchen, das einzige Wesen, welches die schabigen Teppiche in diesem Hause legte.

Frau Fabina erinnerte sich allerdings, daß ein Herr Spaniol einmal in ihrer Pension gewohnt hatte, der Teppiche sammelte, aber er war ausgezogen und sie hatte nie mehr etwas von ihm gehört. „Um das Privatleben der Herren, bleibe bei mir Zimmermieten und mich bezahlen oder ohne zu bezahlen durchgehen, kümmere ich mich nicht. Herr Spaniol verkehrte mit niemand, und hat höchstens vier Wochen bei mir gewohnt, ich habe keine zehn Worte mit ihm gesprochen.“

"Aber Sie wußten, daß er Teppiche sammelte?"
"Natürlich, das war eine Leidenschaft von ihm, und ich hatte viel Ärger wegen der unheimlichen Kerle, die oft zu ihm kamen."
"Was waren denn das für Leute?"

"Orientalen, Teppichhändler, was weiß ich? Was geht mich der Verkehr dieses Herrn an?"

In dem Ton lag etwas Gereiztes, das dem Untersuchungsrichter auffiel.

Inzwischen hatte man die Fabinasche Wohnung durchsucht. Und ein Beamter brachte einen Zettel, aus dem Aschenfaß gezogen, der durchgerissen war. Er enthielt den vollständigen Plan der Wohnung Spaniols in der Ramstertorstraße. Man hielt ihn der Dame hin. "Zu was haben Sie diesen Plan gebraucht?"

Sie erblickte unter ihrer Schminke. "Das hab ich nicht geschrieben, was ist denn das?"

"Sie werden Zeit dazu haben, sich zu erinnern", sagte der Richter.

Der Flügelmantel fand sich nicht ... Man brachte sie fort, sie schrie durch die Gänge und beteuerte ihre Unschuld vor Gen darmen und Gerichtsbienern.

Ein Gasarbeiter meldete sich, der zwischen vier und fünf an der Pension Fabina vorübergekommen war und einen geschlossenen Wagen vor der Türe hatte halten sehen, in den zwei Herren einstiegen. Er hatte sie für Gäste der Pension gehalten. Der eine hatte eine auffallend große Halennase gehabt. Beide trugen steife Hüte. Von der Dame hatte er nichts gesehen ... Ein Hausmädchen, das früher in der Pension war, behauptete, den Mantel in einem Schrank der Frau Fabine habe hängen sehen, die ihn ihr einmal zu einem Maskenfest geliehen hatte ... Aber der Mantel war verschwunden.

Die Schrift auf dem Plan erwies sich als eine Männerchrift ... Man forschte den Spuren der Bekanntschaft der Frau Fabina nach. Aber in der Pension verkehrten viele Gäste. Die meisten kamen tageweise, selten wohnte einer länger dort. Das erste Zimmermädchen erinnerte sich zweier Herren, mit denen Frau Fabina am Tag vor dem Mord auf der Straße gesprochen hatte, als sie mit ihrem Gemütsleiden vorbeigegangen war. Der eine hatte eine große Halennase, der andere war kleiner, schwarzhaarig und trug einen Spitzbart. Dieselben Männer waren schon einmal abends in der Pension aufgetaucht und hatten nach Frau Fabina gefragt. Angeblich waren sie wegen der Telefonleitung gekommen. Sie hatten aber keine Ausweise. Frau Fabina hatte in letzter Zeit öfters versiegelte Briefe bekommen, von einer schiefen nach links laufenden Handschrift, die ihr aufgefalten sei. Diese Briefe habe Frau Fabina jedesmal sofort im Herd verbrannt. Als man ihr die Handschrift des Planes zeigte, erkannte sie dieselbe Schrift wieder. Genau so schief und nach links waren die Buchstaben gestellt.

Im Hof unter Papier und Scherben fand man einen Briefumschlag mit derselben Schrift und dem Postkempel Halle.

Hatte Frau Fabina Beziehungen zu Halle? Wohnten einmal Gäste aus Halle in der Pension?

Das Mädchen begann sich. "Doch früher einmal ... ein großer stattlicher Herr, der hatte eine Halennase, er fuhr immer zwischen Leipzig und Halle hin und her. Er handelte mit orientalischen Teppichen."

Eines Tages brachte ein Kriminalpolizist einen großen Herrn mit einer Halennase an. Er leugnete die Bekanntschaft mit Frau Fabina, aber das Hausmädchen erkannte ihn wieder. "Das ist er!" rief sie spontan und streckte beide Hände aus. Er warf ihr einen hasserfüllten Blick zu. Man ließ Schriftproben geben, der Sachverständige für Handschriften erkannte seine Schrift als dieselbe, die den Plan beschrieben hatte. Die Verhandlungen hatten die ganze Stadt in Erregung versetzt und das Haus in der Ramstertorstraße war täglich belagert von Neugierigen, obwohl die Wohnung Spaniols längst frisch tapeziert war und ein fremdes Ehepaar darin wohnte.

Herr Munk war zu einer berühmten Persönlichkeit geworden. In der Ramstertorstraße sprach ihn jeder auf den Mord an. Aber er war sehr schweigsam geworden, seit er jedes Wort, das er sagte, beschwören mußte, und er zergrübelte sich den grauhäutigen Kopf, ob er recht getan habe, sein Büro zu einer ungewöhnlichen Stunde zu verlassen. Es war die erste Unregelmäßigkeit seines Lebens. Die Tage der Gerichtsverhandlungen waren die furchtbarsten seines Lebens. Und er war wie erlöst, als die Fabina mit ihrem Komplizen endlich verurteilt wurde. Sie bekam acht Jahre Gefängnis, die Mörder wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Der Prozeß war rasch vergessen und hatte neuen Sensationen Platz gemacht. Aber Herr Munk hatte seinen ruhigen Schlaf eingebüßt. Er fuhr oft nachts auf und starrte ins Dunkel und seine Gedanken lehrten zu dem Morgen zurück, als er die vier in den ersten Zimmern gesehen hatte. Wer hatte den

Mord ausgeführt und wer hatte dazu angeflist? ... Hätte mir der Sturm nicht das Fenster zerbrochen, wer weiß, ob der Mord jemals aufgefällt worden wäre. Und ist er eigentlich aufgefällt? Wer war der Dritte, den man nie entdeckte und den die beiden nicht verriet? Wer hat den armen Spaniol erwischt? ... Für die Juristen wars ein interessanter Fall ... mehr nicht.
Aber für Herrn Munk wird es immer ein dunkler Punkt seines Lebens bleiben, daß er einmal von der Regelmäßigkeit seiner Tageseinteilung abgewichen ist ...

Wußten Sie das schon?

Bei menschlichen Wesen sind vier verschiedene Bluttypen festgestellt worden, und es hat sich als verhängnisvoll erwiesen, Bluttransfusionen etwa bei verschiedenen Typen vorzunehmen. Nur bei Menschen des gleichen Bluttyps kann eine Transfusion erfolgreich verlaufen.

In Ägypten wird das Feld noch heute mit Holzpflügen bearbeitet, die genau so konstruiert sind wie vor tausend Jahren. Als Vorspann werden Ochsen benützt.

In Norwegen besteht kein Impfwang, aber ein Mensch, der nicht geimpft ist, ist bei einer Wahl nicht stimmberechtigt.

Farbenblindheit kommt bei Menschen mit blauen Augen selten vor.

Nicht alle Tiere haben die Sinnesorgane wie der Mensch im Kopf; bei der Heuschrecke zum Beispiel befinden sich die Gehörsorgane an den Vorderbeinen.

Welt u. Wissen

Das erste Heiratsinserat. Schon vor 130 Jahren, um 1799 herum, gab es eine Zeitung, die sich "Heiratszeitung" nannte. Ein Herr Theophilus Friedrich Lorenz gab diese Wochenchrift mit dem Titel "Allgemeine Heiratschule für beiderlei Geschlechter" heraus, und diese Wochenchrift wurde — wie man im "Zeitungsverlag" liest — in der alten Lindauerschen Buchhandlung verlegt. In jedem Dienstag erschien die Zeitung, deren Abonnentenzahl dauernd stieg. Zunächst brachte sie lediglich Heiratsanzeigen, später wurde ein literarischer Teil hinzugefügt, in dem man kleine Geschichten, Skizzen und Rätsel las. Der Herausgeber war sogar bei der Abfassung der Anzeigen behilflich, allerdings forderte er dafür 12 Kreuzer. Ein solches Heiratsinserat, das uns sehr originell anmutet, führt nun Margit Zuman im "Zeitungsverlag" an. Es lautet: "Ich trete mutig als Ehestandskandidat vor Ihnen auf. Siebenhalb Schuh lang, messe ich im Durchschnitt einen Schuh, fünf Zoll und im Umfang keine bayerische Elle. Im Alter von 27 Jahren stehend, bin ich ein mustulöser Mann und vollkommen gesund. Von braven, aber durch mein Studia unbemittelten Vektoren erzeugt, besitze ich doch ein paar 1000 fl. Vermögen, welches mich ein geistlicher Better erben ließ. Gelernt habe ich auf Akademien so viel, daß ich, wenn Talente belohnt würden, ich einer Frau mit 30 Kindern Brot und Kleider schaffen könnte. Noch bin ich ohne Dienst, aber doch Adjunkt meines Vaters, Amtsverweierer. Ein Frauenzimmer mit 10 000 fl. könnte meinen Talenten einen derartigen Schwung geben, mich vielleicht zum Gerichtsdirektor erheben, der wegen weitwichtiger Gerichtspflege eigene Equipage halten muß. Ohne Geld werde ich höchstens Amtsverweierer wie mein Vater, der gleich am Anfang meiner akademischen Laufbahn zu mir sagte: "Sohn, lernst was, wirst ein Advokat. Lernst nichts, wirst ein gemeiner Rat." Da ich muntern und sanften Gemüts das Glück eines Frauenzimmers mich reif fühle, will ich mit möglichster Geduld erwarten, ob eine Schöne sich bereit findet, der, künftigen nach mir, meine Eigenschaften behagen. Besitzt sie das Wahre, das meiner Gattin eigen sein muß, ein sanftes und doch heiteres Wesen, das den Mißmut verdrängen und den Schweiß überhäufte Geschäfte trocknen hilft, wird sie den Mut haben, ihre Qualitäten und Quantitäten gleichfalls durch diesen offenen Weg mir bekannt zu machen, so wird sie mir schon im voraus doppelt schätzbar sein, weil sie sich über Vorurteile hinauszusehen wußte." Der erste Ehestandskandidat dieser Wochenchrift war ein Mann, der sich selbst einen "Protestantischen Gelehrten von edlem Ansehen und Herkommen" nannte. Die erste Frau war eine zwanzigjährige adlige Dame, die von sich mitteilte, daß sie eine "leidliche Larve" besitze.